

Predigt über Matthäus 17,1-8

Predigtreihe: Zwingli, Luther, Calvin – und ich.
Niemand als Jesus allein?

Nach sechs Tagen nahm Jesus Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit und führte sie hinauf auf einen hohen Berg – für sich. Und er wurde verwandelt vor ihren Augen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleidung wurde weiß wie das Licht. Und siehe! Mose und Elia erschienen vor ihnen und sprachen mit ihm. Petrus hob an und sprach zu Jesus: Herr, es ist uns gut, hier zu sein. Wenn du willst, werde ich hier drei Zelte machen, dir eins und Mose eins und Elia eins. Während er noch redete, siehe!, eine helllichte Wolke überschattete sie und, siehe!, eine Stimme aus der Wolke, die sagte: Dieser ist mein Sohn, der Geliebte, an dem ich Wohlgefallen habe – hört auf ihn! Als die Jünger das hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Jesus kam herbei, berührte sie und sprach: richtet euch auf und fürchtet euch nicht! Als sie ihre Augen aufhoben, sahen sie niemanden als Jesus allein.

„Und als sie ihre Augen erhoben, sahen sie niemanden als Jesus allein.“ *Christus allein* – das ist eine von vier Faustformeln, in denen die befreienden Entdeckungen der Reformatoren zusammengefasst werden, und vielleicht die wichtigste, denn die anderen drei – allein durch Gnade, allein durch Glauben, allein die Schrift – unterstreichen, erläutern, interpretieren den Satz: Christus allein. Denn ohne Jesus Christus würden wir von der *Gnade* Gottes, überhaupt von diesem Gott, nichts wissen, denn weder der Blick aufs Weltgeschehen noch der in unsere inneren Finsternisse deutet darauf hin, dass Gott da ist und dass er gnädig ist, sich unserer annimmt. Ohne Christus wären wir Atheisten, heißt es im Epheserbrief. Der christliche *Glaube* ist kein vages Gottvertrauen, dass irgendwie schon alles gut wird oder gar ist; ist kein kaum begründeter Optimismus, der inzwischen mit einer seltsamen Wendung „positives Denken“ genannt wird; sondern unser Vertrauen darauf, dass in diesem einen Menschen Jesus Gott selbst redet und handelt; dass er so ist, wie er sich in Jesus zeigt, und nicht auch noch ganz anders kann; dass darum seiner Treue zu trauen ist; uns nichts trennen kann von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus sich zeigt, nicht einmal der Tod, aber auch nicht die Irrwege und Sackgassen unseres Lebens. Und dies Vertrauen stützt sich nicht auf einen von uns Menschen konstruierten oder rekonstruierten angeblich historischen Jesus, sondern auf Jesus Christus, wie ihn die *Schrift* bezeugt.

Christus allein – das war die große, die befreiende und tröstliche Entdeckung der Reformatoren. Wenn du wissen willst, wie Gott zu dir steht, dann verlass dich nicht auf deine Selbstbeobachtung, deine mal zuversichtliche, mal verzagte Selbstbeurteilung. Nein, dann blick von dir weg, dann sieh auf Jesus Christus. Gott lässt ihn nämlich als deinen, als meinen, als unser aller Stellvertreter gelten. Er sieht uns nicht so, wie wir uns sehen, sondern so, wie er Jesus Christus ansieht. Unser Leben ist mit Christus verborgen in Gott, heißt es im Kolosserbrief (3,3). Und der Briefschreiber setzt noch eins drauf: nicht nur wer wir sind, ist im Christus verborgen, sondern: in ihm, im Christus, sind verborgen, alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis (2,3). Es hat darum christlich keinen Sinn, zunächst einmal unter Absehung von Jesus Christus und vom Evangelium uns selbst, unsere Mitmenschen und das Weltgeschehen im Ganzen zu betrachten und dann erst, danach und daraufhin zu überlegen, was denn das Evangelium von Jesus Christus angesichts dieser Beobachtungen bedeuten könnte. Wer, und sei es vorerst, von dieser besonderen Jesusgeschichte absieht, ist nach Meinung und wohl auch Erfahrung der Reformatoren nicht etwas besonders aufgeklärt, sondern ignorant, verdrängt nicht nur einen wichtigen Teil der Wirklichkeit, sondern ihren Kern, schmeißt mutwillig den Schlüssel weg, der die Wirklichkeit für unser Erkennen aufschließen könnte.

Doch sie betonten nicht nur, dass unser wahres Leben und Wesen und all diese Schätze im Christus sind, sie betonten genauso stark, dass sie in ihm verborgen sind, nicht offensichtlich. Dass Gott sich in diesem Menschen zeigt, das sieht man ihm nicht an. Dass der Gekreuzigte der Herr ist, ist auch nicht offensichtlich. Die Offenbarung Gottes ist zugleich seine Verhüllung. Gott selbst muss uns die Augen dafür öffnen. Das Johannesevangelium nennt mit beharrlichem Trotz gerade die Kreuzigung Jesu, also seine Erniedrigung, seine Erhöhung; nennt die Schmach und die Schande seine Verherrlichung. Die Reformatoren haben darum betont, dass eine Theologie, die angemessen von dieser Geschichte und damit überhaupt von Gott reden will, eine Theologie des Kreuzes sein muss. Sie unterschieden sie von dem, was sie eine Theologie der Herrlichkeit nannten, die in ihren Augen so etwas wie die Selbstverherrlichung der Kirche ist: wenn du wissen willst, wer und wie Gott ist, dann sieh uns an, seine Kirche. Hier zeigen sich das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit Gottes. Die Reformatoren hingegen meinten, eine Kirche, die selbst Ehre, Ruhm und Glanz anstrebt, selbst glänzend dastehen will, ist nicht die Kirche Jesu Christi, weil sie nicht die Kirche des Gekreuzigten ist, sein Leiden an der jetzigen verkehrten Welt überspielt und überspringt. Vielleicht hat unsere Kirche gerade das bei all den Feierlichkeiten, die seit Jahren zum heutigen Jahrestag hinführen, vergessen und übersehen. Jedenfalls müsste sie nicht betrübt sein, dass sie nun trotz all der Bemühungen nicht glänzender dasteht als zuvor. Doch gehört zur Bilanz nicht nur der letzten zehn, sondern der letzten fünfhundert Jahre, dass auch die evangelischen Kirchen diese Konzentration auf Jesus Christus allein nicht durchgehalten haben, lieber etwas allgemeiner von Gott, Welt und Mensch geredet und zudem gemeint haben, es gäbe so etwas wie ein natürliches religiöses Bedürfnis im Menschen, an das wir anknüpfen können, und erst später, in sanfter Hinführung auf unsere besondere Jesus-Geschichte kommen. Paulus, von dem die Reformatoren viel gelernt haben, schrieb ausgerechnet nach Rom, in die Machtzentrale des Imperiums: ich schäme mich des Evangeliums nicht, deutete damit freilich auch an, dass es Gründe gäbe, sich zu schämen. Die evangelischen Kirchen aber schämten sich dieses besonderen, auch etwas absonderlichen Evangeliums, schämten sich seiner auf dem Forum der Weltvernunft doch arg provinziellen Herkunft und wohl auch des spezifisch jüdischen Gepräges dieser Geschichte. Das Wort aus dem Epheserbrief – ohne Jesus wären wir Atheisten – erwies sich dabei freilich als beklemmend zutreffende Prognose. Der von der Kirche verkündete Allgemeingott erwies sich nicht nur als ebenso gesichts- wie geschichtslos, er entpuppte sich buchstäblich als Nichts, so dass es nur konsequent war, dass Menschen ganz ohne Gott auskamen: er sagte ihnen nichts – er sagte ja auch nichts.

Man muss es sogar noch schärfer sagen: es gab in diesen Jahrhunderten nur wenige Zeiten und wenige Theologen, die diese Konzentration gewagt haben. Der Graf Zinzendorf im 18. Jahrhundert ist da zu nennen, der auch seinen Missionaren in aller Welt auftrag, mit Jesus zu beginnen und nicht mit einem Allgemeinbegriff von so etwas wie Gott, und im 20. Jahrhundert der Theologe Karl Barth. Die von ihm entworfene Barmer Theologische Erklärung von 1934, eine Art Gründungsurkunde der Bekennenden Kirche, beginnt mit den Worten: Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Freilich: das sieht man Jesus nicht an. Und vielen Theologen und Theologinnen unserer Tage gilt das auch als eine zeitbedingte, kirchenkampfbedingte Übertreibung.

In der Geschichte, die wir gehört haben, wird erzählt, wie es zugeht, wenn uns die Augen und die Ohren geöffnet werden für das, was in Jesus Christus verborgen ist.

Jesus ist nicht allein, sondern mit den Seinen unterwegs. Er hat sie gerufen, berufen – von allein, von sich aus, sind sie nicht darauf gekommen, dass gerade in ihm die ganze Fülle Gottes leibhaftig geworden ist. Und dann nimmt Jesus drei von ihnen noch einmal beiseite – vielleicht ist es Martin Luther so gegangen, als er sich mit seinen Erkenntnissen innerhalb der Kirche, der

Jesusjünger, isolierte, von Jesus mitgenommen ins Abseits geriet, doch er ist nicht allein geblieben. Auch wir sind Menschen, die von Jesus mitgenommen wurden und werden – es ist darum ganz angemessen, dass wir einen etwas mitgenommenen Eindruck machen. Jesus führt die drei hinauf auf einen hohen Berg und wird dort verwandelt: Sein Gesicht leuchtet wie die Sonne, seine Kleider werden weiß wie das Licht selbst. Und das geschieht, während er im Gespräch ist mit Mose und mit Elia. Mose – er steht für die fünf Bücher, die seinen Namen tragen, er ist die personifizierte Tora. Und Elia, der große Prophet, steht für alle Propheten. Bereits zuvor hörten wir von Jesus auf einem Berg, hörten, wie er in der Bergpredigt – als wäre der Berg Sinai in den Norden Israels versetzt worden – die Tora des Mose interpretierte und aktualisierte und gleich zu Beginn sagte: glaubt nicht, dass ich gekommen bin, die Tora und die Propheten aufzulösen. Dies Wort hat in den von Calvin geprägten Kirchen zweifellos mehr Beachtung gefunden als in den lutherischen, und das ist ein Grund, warum ich froh bin, dass die Reformation mehrere Väter hat und unsere Landeskirche eine Union aus beiden protestantischen Hauptströmungen ist.

Während Jesus im Gespräch mit Tora und Propheten ist, unserem so genannten Alten Testament, erscheint eine Wolke, doch die verdüstert nicht, sondern ist selbst Licht – das Licht, das auch uns aufgeht, wenn wir Jesus im Gespräch mit Mose und den Propheten wahrnehmen und nicht länger darauf bestehen, er sei doch gekommen, das Alte Testament abzuschaffen oder zu ersetzen oder zu verbessern oder zu vergeistigen oder zu modernisieren oder zu kritisieren. Aus dieser Licht-Wolke ertönt eine Stimme: das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe – den sollt ihr hören. Die Erscheinung – Jesus hell aufleuchtend im Gespräch mit Tora und Propheten – hatte die Jünger noch begeistert und beglückt, Petrus wollte gleich Laubhüttenfest feiern, ein Dankfest, doch die Stimme wirft sie zu Boden. Jesus aber kommt auf sie zu, berührt sie, richtet sie auf. Und da sehen sie niemanden als Jesus allein. Und das genügt ihnen, denn nun wissen sie, haben es erlebt: Jesus allein – ist nicht Jesus allein, sondern ist im Gespräch mit der Schrift und darin von der himmlischen Stimme bestätigt.

Nach sechs Tagen – so beginnt unser Text. Das erinnert uns nicht nur daran, dass es auch für uns gut ist, nach sechs Tagen Mühe und Arbeit hierher zu kommen, uns von Jesus mitnehmen, hinreißen zu lassen und darauf zu hoffen, dass uns ein Licht aufgeht, wenn wir Jesus im Gespräch mit Mose und den Propheten erleben. Es erinnert uns auch an das, was sechs Tage zuvor in unserer Geschichte geschah: Petrus hatte sich, stellvertretend für alle zwölf, zu Jesus als dem Christus bekannt, hatte ihm aber sein Leiden und Sterben ausreden wollen. Doch Jesus hatte nicht nur seinen Tod angekündigt, sondern auch seine Auferweckung und zugesagt, dass einige der Jünger ihrerseits den Tod nicht schmecken werden, ehe sie den Menschensohn in seiner Herrlichkeit sehen. Das geschieht nun. Sie erleben Ostern vor dem Karfreitag, den Auferstandenen vor seiner Kreuzigung.

Auch das erhoffen wir, wenn wir hier herkommen nach sechs Tagen der Mühsal in einer Welt, die noch nicht erlöst und befreit ist, in der Jesus noch nicht triumphierend, sondern nur als Leidender, als Gekreuzigter zu entdecken ist: dass wir hier bereits Osterlicht erblicken. Und das hilft uns, uns an Jesus allein zu genügen – denn wir wissen nun: er ist nicht allein, er bringt Mose und Elia mit sich, auch seine leiblichen Geschwister, die Jüdinnen und Juden, und in all dem die Stimme seines Vaters, der, wie wir hörten, Einer ist. Und da geht es nicht um die Zahl, sondern darum, dass er einer ist, der eint. In Jesus eint er uns mit sich, mit seinem Volk und unter uns.

Amen.